

WORK & CARE — Eigene Ressourcen berücksichtigen

Der gebrechliche Vater, das behinderte Kind, die kranke Partnerin: Die Pflege von Angehörigen ist anspruchsvoll und nicht immer einfach mit der Erwerbsarbeit zu vereinbaren. Eine Umfrage des Kompetenzzentrums Alter hat die Situation der Stadtmitarbeitenden näher unter die Lupe genommen. Vom Spagat zwischen Erwerbstätigkeit und Angehörigenpflege.

PETER BRAND

«Die Entlastung Angehöriger von chronisch kranken Menschen beschäftigt uns seit längerer Zeit», sagt Nicole Stutzmann, Leiterin Kompetenzzentrum Alter der Stadt Bern. «Diese Zielgruppe ist zum Teil hohen Belastungen ausgesetzt. Und sie holt sich oft zu wenig Unterstützung.» Eine Analyse zeigte, dass es in Bern zwar sehr wohl unterstützende Angebote gibt, diese aber aus Tabu-Gründen schlecht genutzt werden. «Viele Betroffene gehen davon aus, dass es ihre moralische Pflicht ist, Angehörige selbstaufopfernd bis ans Lebensende zu pflegen», erklärt Stutzmann. «Sie möchten den Partner, das Kind oder die Mutter nicht fremdbetreiben lassen und überfordern sich damit.»

Überblick verschaffen

Um die Nutzung der bestehenden Angebote zu verbessern, startete das Kompetenzzentrum eine Sensibilisierungskampagne. Diese machte darauf aufmerksam, wie wichtig es ist, auf sich selber achtzugeben und seine Grenzen zu berücksichtigen. «Da insbesondere die Verbindung von Erwerbstätigkeit und Angehörigenpflege für die Betroffenen eine Herausforderung darstellt, wollten wir auch die



Unterstützung beim täglichen Einkauf: eine von vielen Hilfestellungen in der Betreuung und Pflege von Angehörigen.

Bild: zvg

Stadt Bern als Arbeitgeberin, die Mitarbeitenden und die Vorgesetzten sensibilisieren und uns einen Überblick über die Situation in der Verwaltung verschaffen», sagt Stutzmann. «So starteten wir eine Umfrage – vorerst einmal in der eigenen Direktion für Bildung, Soziales und Sport.»

14 Prozent pflegen

Die Resultate der Umfrage liegen mittlerweile in Form einer Studie vor. Erstellt wurde diese vom Team «work & care» unter der Leitung von Iren Bischofberger, Professorin für Pflegewissenschaft und Versorgungsforschung bei Careum Forschung beziehungsweise an der Kalaidos Fachhochschule Gesundheit in Zürich. Die Ergebnisse bestätigen, dass Angehörigenpflege auch in der Stadtverwaltung Bern ein wichtiges Thema ist.

«14 Prozent der Mitarbeitenden engagieren sich für ihre Nächsten», sagt Bischofberger. «Wobei die Engagements von wenigen Wochen bis zu 28 Jahren reichen.» 16 Prozent der Mitarbeitenden gehen zudem davon aus, dass sie in naher Zukunft in eine Pflegesituation kommen könnten. Betroffen vom Thema sind BSS-Mitarbeitende aller Funktionsstufen, aber deutlich mehr Frauen als Männer.

Gespräch suchen

Die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Pflege sieht Bischofberger dann in Gefahr, wenn sich Berufstätige immer zeitintensiver einbinden lassen und ihnen dadurch die Erholung fehlt. «Deshalb ist Aufmerksamkeit geboten bei Schlaflosigkeit oder anderen körperlichen und seelischen Beschwerden», betont sie. «Damit die Leistungs-

Links

Mehr zur Studie: www.bern.ch/alter (> Aktuell)

Beratung Helpdesk Rotes Kreuz: www.srk-bern.ch/mittelland

fähigkeit am Arbeitsplatz gewährleistet ist, sollte das Gespräch mit Vorgesetzten oder im Team proaktiv gesucht werden», rät die Expertin. «Niemand muss dabei Details aus dem Privatleben preisgeben oder gar über Diagnosen informieren. Aber es sollte kommuniziert werden, dass in der Familie eine Situation zu meistern ist, die allenfalls unvorhersehbare und länger dauernde Unterstützung nötig macht.» Mitarbeitende mit Pflegeaufgaben seien im Übrigen meist wertvolle Stützen für Betrieb und Team, denn sie hätten gelernt, sich zu organisieren, könnten mit Krisen umgehen und seien dem Arbeitgeber gegenüber oft über Jahre hinweg loyal.

Flexibilität und Verständnis

Besonders wichtig findet Bischofberger, dass Mitarbeitende für sich selber klären, wie sie die Vereinbarkeit arrangieren möchten und was sie an Erholung brauchen, damit sie das Arrangement wenn nötig längerfristig realisieren können. In der Umfrage geben sie an, dass Flexibilität und Verständnis seitens der Arbeitgeberin, der Vorgesetzten und des Teams wichtig sind. Flexibilität im Sinne einer Pensenreduktion ist für pflegende Mitarbeitende jedoch keine Option, da viele bereits Teilzeit arbeiten und Krankheit sowie Behinderung kostenintensiv für das Haushaltsbudget sind.

Autistischer Sohn

Mitgemacht an der Umfrage hat auch Therese Erb vom Sozialdienst. Sie und ihr Ehemann betreuen seit Jahren den 26-jährigen autistischen und geistig behinderten Sohn. «Er lebte früher in Sonderschulen, heute in einer Institution für Erwachsene», sagt sie. «Das ist eine Rundumbetreuung an 365 Tagen pro Jahr. Mehr kann man sich gar nicht wünschen.» Ihre Betreuung sei so gesehen freiwillig.

Aber um den Kontakt nicht zu verlieren und die Pflegekosten zu bewältigen, hole sie den Sohn jedes zweite Wochenende und zum Teil in den Ferien nach Hause. Dann richtet sich alles nach ihm. Ihre Aufgabe empfindet Erb nicht als Belastung, sondern als Bereicherung. Ihre Arbeit kann sie dank Teilzeitpensum mit der Betreuung verbinden. Trotzdem kommt es immer wieder zu nicht planbaren Einsätzen. «Am Arbeitsplatz hat man Verständnis für die manchmal schwierige Situation», freut sie sich.

Demente Mutter

Franziska Li von der Tagesschule Pestalozzi betreut neben der Arbeit ihre 82-jährige, demente Mutter. «Begonnen hat alles vor vier Jahren», erzählt sie. «Mittlerweile vergisst sie fast alles und hat keine zeitliche Orientierung mehr.» Li geht jeden Tag nach dem Morgendienst kurz bei ihr vorbei, schaut, wie es ihr geht und was sie braucht. Zusätzlich besucht sie ihre Mutter auf Abruf, begleitet sie zum Arzt oder geht für sie die Post durch. «Alles in allem bin ich eine gute Stunde pro Tag im Einsatz», sagt Li. «Das scheint nicht so viel, aber unter dem Strich ist es doch eine beträchtliche Belastung, zeitlich und emotional.» Dennoch gelingt es auch ihr, Arbeit und Betreuung miteinander zu vereinbaren. «Mein Mann unterstützt mich, und auch bei der Arbeit kommt man mir entgegen, wenn ich einen dringenden Termin wahrnehmen muss.»

Ausgangslage verbessern

Das Kompetenzzentrum Alter will nun aufgrund der Studienresultate entsprechende Massnahmen entwickeln. «Die Stadt Bern verfügt zwar bereits über gute Instrumente und personalrechtliche Möglichkeiten», sagt Nicole Stutzmann. «Aber allenfalls können sie noch gezielt ergänzt werden.»

Nachgefragt bei

Urs Röthlisberger, Leiter Personaldienst der Direktion Bildung, Soziales und Sport

Herr Röthlisberger, gemäss Studie betreuen 14 Prozent der Mitarbeitenden Ihrer Direktion Angehörige. Wie ordnen Sie diese Zahl ein?

Röthlisberger: Das ist eine erstaunlich hohe Zahl. Vermutlich ist in den Abteilungen noch wenig präsent, das jede vierte oder fünfte Person Betreuungspflichten ausserhalb der klassischen Kinderbetreuung wahrnimmt.

Geben private Betreuungsaufgaben häufig Anlass zu Personalgesprächen?

Röthlisberger: Vermutlich nicht. Oder dann eher aufgrund des persönlichen Interesses für die Lebenssituation der Mitarbeitenden und weniger aus der Optik der Arbeitgeberin und der Überlegung, wie allenfalls die private Betreuungssituation aus Unternehmenssicht unterstützt werden könnte.



Wie können Arbeitgeber betroffene Mitarbeitende unterstützen? Was tut zum Beispiel die BSS?

Röthlisberger: Die Anstellungsbedingungen der Stadt Bern als soziale Arbeitgeberin sind bereits heute fortschrittlich: flexible Arbeitszeitmodelle, Teilzeioption, befristete Pensenänderungen, unbezahlter Urlaub, gezielter Einsatz der Lebensarbeitszeit sowie Telearbeit.

Wo liegen bei allem Verständnis für die Thematik die Grenzen einer solchen Unterstützung?

Röthlisberger: Neben all den erwähnten Möglichkeiten steht und fällt die Unterstützung mit dem Verständnis und der Haltung der vorgesetzten Personen. Es gilt jedoch die dienstlichen Bedürfnisse zu berücksichtigen, die Zusatzbelastung für Kolleginnen und Kollegen im Auge zu behalten und das Verhältnis nicht durch eine einseitige Anspruchshaltung zu strapazieren. Voraussetzung ist das gegenseitige Vertrauen. Ohne Vertrauen und Interesse füreinander nützen die besten Bedingungen wenig.